

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 28/3 (2001)

DOI: 10.11588/fr.2001.3.46470

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Zur Forschungsgeschichte und Methodendiskussion

HANS ULRICH WEHLER

DAS DUELL ZWISCHEN SOZIALGESCHICHTE UND KULTURGESCHICHTE: DIE DEUTSCHE KONTROVERSE IM KONTEXT DER WESTLICHEN HISTORIOGRAPHIE

Vor einem Vierteljahrhundert hat eine leidenschaftliche Grundlegendiskussion der Historiker, vor allem in Amerika, Frankreich und England eingesetzt. Hier wird über eine »neue Kulturgeschichte« debattiert, die ihren Überlegenheitsanspruch gegenüber der Sozialgeschichte frühzeitig angemeldet hat. Seither wird darum gestritten, ob – pointiert gesagt – der Gesellschaftsbegriff der Sozialgeschichte durch den Kulturbegriff der »neuen Kulturgeschichte« ersetzt werden muß. Zu Beginn folgt ein kurzer Rückblick auf die Entstehung und den Anspruch der Sozialgeschichte, anschließend wird die Frage geprüft, ob die Sozialgeschichte erweiterungsfähig ist oder ob die neue »Historische Kulturwissenschaft« ihren Kairos erlebt¹.

- 1 Anstelle einzelner Belege folgt hier ein knapper Überblick über wichtige Neuerscheinungen zur deutschen Debatte über die »neue Kulturgeschichte«. Vgl. zuerst T. MERGEL, T. WELSKOPP, *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997; W. HARDTWIG, H.-U. WEHLER (Hg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996 (*Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 16). Anlauf zu einer kritischen Auseinandersetzung und Abwägung: H.-U. WEHLER, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998; DERS., *Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2001; DERS.; *Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert*, München 2000. Eigentümlicherweise hat sich die neue Zeitschrift »Historische Anthropologie« (1, 1994ff.) bisher überhaupt nicht um die anstehenden Theorieprobleme gekümmert. Aufschlußreiche Beiträge finden sich dagegen in »Geschichte und Gesellschaft« (GG), beginnend mit: R. JÜTTE, *Moderne Linguistik und »Nouvelle Histoire«*, in: GG 16 (1990) S. 104–120; F. JAEGER, *Der Kulturbegriff Max Webers und seine Bedeutung für eine moderne Kulturgeschichte* in: GG 18 (1992) S. 371–93; U. DANIEL, »Kultur« und »Gesellschaft«, in: GG 19 (1993) S. 69–99; R. SIEDER, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer Historischen Kulturwissenschaft*, in: GG 20 (1994) S. 445–468; W. KASCHUBA, *Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?* In: GG 21 (1995) S. 80–95; P. JELAVICH, *Poststrukturalismus und Sozialgeschichte aus amerikanischer Perspektive*, in: GG 21 (1995) S. 259–289; R. VAN DÜLMEN, *Kulturforschung zur Frühen Neuzeit*, in: GG 21 (1995) S. 403–429; G. IGGERS, *Zur »linguistischen Wende« im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung*, in: GG 21 (1995) S. 557–570; P. BOURDIEU im Gespräch mit L. RAPHAEL, *Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland*, in: GG 22 (1996) S. 62–89; H. W. SMITH, *Geschichte zwischen den Fronten. Meisterwerke der neuesten Geschichtsschreibung und postmoderne Kritik*, in: GG 22 (1996) S. 592–608; GG 23 (1997) Heft. 1: Hg. W. HARDTWIG: *Wege zur Kulturgeschichte* (mit Beiträgen von KITTSTEINER, RAULFF, STRUPP, SCHLEIER, SCHÖTTLER); C. EISENBERG, *Sportgeschichte – eine Dimension der Kulturgeschichte?* In: GG 23 (1997) S. 295–310; T. WELSKOPP, *Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft*, in: GG 24 (1998) S. 169–194; R. SIEDER, »Gesellschaft« oder die Schwierigkeit, vernetzend zu denken, in: GG 24 (1998)

In der westdeutschen Neuzeitgeschichte war in den 1950er/60er Jahren die Dominanz der Politikgeschichte noch ganz unbestritten. Auch die Ideengeschichte wirkte an vielen Universitäten fest etabliert. Beide Disziplinen waren, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, ziemlich starr fixiert auf die äußere und innere Staatsbildung von der Frühen Neuzeit bis in die Epoche der Nationalstaaten, auf die Ereignisgeschichte vor allem der als vorrangig betrachteten Außenpolitik, auf die Höhenkamm-Literatur der neueren europäischen Geistesgeschichte. Demgegenüber wirkte auf eine jüngere Generation die Geschichte von Wirtschaft und Gesellschaft einschließlich ihres Interdependenzverhältnisses zur Politik ungleich attraktiver. Die kontinuierliche Auseinandersetzung mit diesen Problemen war jedoch an den deutschen Universitäten seit dem Untergang der »Jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie« abgerissen.

Die zuerst völkisch, dann nationalsozialistisch kontaminierte »Volksgeschichte« zwischen dem Ende des Ersten und des Zweiten Weltkriegs hatte nur sehr selektiv einige sozialhistorische Fragen aufgegriffen. Einige ihrer Exponenten, wie etwa Otto Brunner, Gunther Ipsen, Werner Conze und Theodor Schieder, verfolgten nach dem sprachkosmetischen Wechsel von der »Volksgeschichte« zur »Sozialgeschichte« ihre früheren, aber auch neue Interessen auf diesem Gebiet nach 1945 weiter, unterstützten jüngere Wissenschaftler und trugen zu einer institutionellen Anerkennung der Sozialgeschichte in der Bundesrepublik bei.

Die kräftige sozialgeschichtliche Strömung, die sich seit den 1960er Jahren ausdehnte, erhielt jedoch ihre entscheidenden Impulse durch das Werk von Max Weber und Karl Marx, insbesondere auch durch die Anregungen von Hans Rosenberg, die in vielen Fällen durch Gerhard A. Ritter weiter vermittelt wurden. Diese wissenschaftsgeschichtliche Klarstellung wird zum einen durch die Veröffentlichungen der neueren Sozialhistoriker, zum anderen durch den quantifizierbaren Vergleich ihrer wissenschaftlichen Herkunft unzweideutig bestätigt.

Für die Konkretisierung der Analyse genügte indes der Rückgriff auf Weber und Marx nicht. Vielmehr mußte sich die Sozialgeschichte dafür den anregenden, eher systematisch argumentierenden Nachbarwissenschaften zuwenden, die als Ideen-, Theorien- und Methodenspender in Frage kamen. Das waren in erster Linie die Soziologie, die Ökonomie und die Politikwissenschaft. Mit dieser Entscheidung waren jedoch erhebliche erkenntnistheoretische Probleme verknüpft.

Wie sollte, lautete die vordringliche Frage, vergangene Wirklichkeit überhaupt neu konzeptualisiert werden? Im Sinne von Max Webers »Objektivitäts«-Aufsatz ging es um ein typisches Problem des historischen Konstruktivismus. Bisher hatte für die Neuzeithistoriker der Staat meist als zentrale, vorgegebene Kategorie gegolten, an die sich andere Katego-

S. 195–220; P. NOLTE, Georg Simmels Historische Anthropologie der Moderne, in: GG 24 (1998) S. 221–243; U. BRIELER, Foucaults Geschichte, in: GG 24 (1998) S. 244–279; I. GILCHER-HOLTEY, Plädoyer für eine dynamische Mentalitätsgeschichte, in: GG 24 (1998) S. 276–297; C. LORENZ, Postmoderne Herausforderungen an die Gesellschaftsgeschichte, in: GG 24 (1998) S. 617–632; M. REITMAYER, »Bürgerlichkeit« als Habitus, in: GG 25 (1999) S. 66–93; H. SIEGENTHALER, Geschichte und Ökonomie nach der kulturalistischen Wende, in: GG 25 (1999) S. 276–301; A. SUTER, Nationalstaat und die »Tradition von Erfindung«, in: GG 25 (1999) S. 480–503; U. PLANERT, Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften, in: GG 26 (2000) S. 539–576; T. HOMMEN, Körperdefinition und Körpererfahrung, in: GG 26 (2000) S. 577–601; M. FÖLLMER, Der »Kranke Volkskörper« in: GG 27 (2001) S. 41–67; I. GILCHER-HOLTEY, Die Nacht des 4.8.1789. Zur Sozialrelevanz von Ideen, in: GG 27 (2001) S. 68–86; C. MARX, Fundamentalismus und Nationalstaat, in: GG 26 (2001) S. 87–117; E. HELLMUTH, C. v. EHRENSTEIN, Intellectual History: Die Cambridge School und ihre Kritiker, in: GG 27 (2001) S. 149–172; G. IGGERS, H. WHITE, Historiographie zwischen Forschung und Dichtung, in: GG 27 (2001) S. 341–349; A. PEAR, Innovation des Strukturbegriffs, in: GG 27 (2001) S. 350–362.

rien wie Krieg, Verfassungskonflikt, Parteienkampf ankrystallisierten. Jetzt aber ging es unter dem Einfluß von Weber und Marx darum, »Wirtschaft« als ein dynamisches, institutionalisiertes Bewegungszentrum zu konstruieren, das die Entwicklung des Agrar-, Gewerbe- und Handelskapitalismus, zuletzt auch des Industriekapitalismus voranstieß.

»Gesellschaft« wurde in engster Verbindung mit der modernen Wirtschaft konzeptualisiert. Daher fühlte sich die neuere Sozialgeschichte bei den »marktbedingten Klassen« Max Webers, ob Besitz- oder Erwerbsklassen, am wohlsten. Der Gesellschaftsbegriff war flexibel genug, um auf Städte und ländliche Regionen, auf kleine Einzelstaaten und großräumige Nationalstaaten angewandt werden zu können.

»Politik« galt im Kern als interessengeleiteter Kampf um Macht und Herrschaft in einer Arena, die von restriktiven sozialen und ökonomischen Bedingungen so weitreichend determiniert wurde, daß man mit der Analyse dieses Bedingungsgeflechts – das war die ursprüngliche Annahme – Politik sogar zu erklären hoffte.

Methodisch ging es um das Bemühen, hermeneutisches Verstehen mit Erklären aus dem Fundus des theoretischen Gegenwartswissens zu kombinieren. Auch das Erklären von Phänomenen, die nicht notwendig ihren Niederschlag in den Quellen gefunden hatten, diente selbstverständlich einem umfassenderen Verständnis historischer Probleme, als dies dem Historismus gelungen war. Gegenüber seinem verengten Individualitätsbegriff wurden jetzt überindividuelle Prozesse und Strukturen ins Feld geführt, denen eine hohe Erklärungskraft zugebilligt wurde.

Der theoretische und methodische Schwachpunkt der neueren Sozialgeschichte bestand von Anfang an darin, daß kulturelle Traditionen, »Weltbilder« und Sinnkonstruktionen, Religion, Weltdeutung und Perzeption der »Realität« durch die Akteure, Kollektivmentalität und Habitus in ihrer wirklichkeitsprägenden Kraft unterschätzt, im Forschungsprozeß an den Rand gedrängt oder sogar völlig übergangen wurden. Ihre Bedeutung wurde zwar abstrakt konzediert, forschungspragmatisch aber lange Zeit zu sehr vernachlässigt.

Interessengeleitete Ideologien schienen ungleich besser zu dem sozialhistorischen Ansatz zu passen. Da man aber bei Max Weber hätte lernen können, daß Handeln immer sinn- und deutungsgeleitetes Handeln ist, bedeutete die Vernachlässigung von Sinnkonstruktionen, »Weltbildern« und Wirklichkeitsdeutungen eine Halbierung der Weberschen Handlungstheorie. Mit anderen Worten, die doppelte Konstituierung der Realität: zum einen durch die sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungen, zum anderen durch die Sinndeutung und Konstruktion von Wirklichkeit durch die Akteure selber, wurde nicht ernst genug genommen.

Die Entwicklung der Sozialgeschichte ist geraume Zeit durch die politische und geistige Großwetterlage begünstigt worden. Der Ausbau der Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik demonstrierte die Bedeutung dieser Wirklichkeitsbereiche, insbesondere in jener Zeit, die Eric Hobsbawm das »Goldene Zeitalter« des westlichen Aufstiegs nach dem Zweiten Weltkrieg genannt hat. Die politische Reformphase der späten 1960er und 70er Jahre verschaffte spürbaren Rückenwind. Das intellektuelle Klima unterstützte ein relativ optimistisches Fortschrittsdenken, deshalb auch die Attraktivität der Modernisierungstheorien zur Deutung langlebiger Evolutionsprozesse.

Es wäre kokett, auf die Leistungsbilanz der westdeutschen Sozialgeschichte ausführlicher einzugehen. Aber sie kann sich in der Forschung über Interessenverbände und Parteien, Unternehmen und Arbeiterschaft, Klassenbildung und Mobilität, Imperialismus und Rüstungspolitik, Liberalismus und Demokratie, nicht zuletzt über den Nationalsozialismus auch und gerade im Vergleich mit anderen Ansätzen und anderen Ländern durchaus sehen lassen.

Andererseits sind auffällige Lücken bestehen geblieben: Religion und Recht, Technik und Krieg, Internationale Beziehungen und Außenpolitik blieben an der Peripherie. Die Geschlechtergeschichte ist von feministischen Historikerinnen, nicht von der neueren

Sozialgeschichte auf die Agenda gesetzt worden. Lange Jahre gab es in der Geschichte des Bürgertums, des Adels, der Bauern und Landarbeiter riesige Lücken. Auch die Zeit nach 1945 ist eklatant vernachlässigt worden. Der Sog der »Sonderweg«-These, die den »Zivilisationsbruch« zwischen 1933 und 1945 erklären wollte, hat unleugbar einen hohen Preis verlangt.

Der internationale Aufschwung und die Theoriedebatte der »Neuen Kulturgeschichte« griffen seit den 1980er Jahren auch auf die Bundesrepublik über. Sieht man von einigen Sonderbedingungen ab, lassen sich die wichtigsten allgemeinen Einflußfaktoren knapp zusammenfassen.

1. Die Enttäuschung über die Großtheorien von Marx, Weber, Luhmann, Parsons, welche die hochgespannten Erwartungen nicht erfüllt hatten, breitete sich aus. Damit hing auch der Widerstand gegen die Abstraktheit und vermeintliche »Kälte« der Prozeß- und Strukturanalyse in einer Zeit zusammen, die »Betroffenheit« und »Befindlichkeit« zu ihren Kultwörtern erhob. Kontingenzerfahrungen wurden gegen die strukturelle Determination geltend gemacht.

2. Hinzu kam die Diskreditierung des optimistischen Fortschrittsglaubens durch die Umwelt- und Wachstumskrisen, die Staaten- und Bürgerkriege.

3. Mit derartigen Erfahrungen wuchs der Zweifel am Projekt der westlichen Modernisierung, der Aufklärung, ja der Überlegenheit der liberalen Demokratie überhaupt.

4. Lebensgeschichtlich geht von dem Multikulturalismus großer westlicher Gesellschaften ebenso eine Aufwertung von »Kultur« aus wie von der Erfahrung mit fundamentalistischen Protestbewegungen gegen eine beschleunigte Modernisierung nach westlichem Vorbild. Beiden Phänomenen könnte man von einem ausschließlich sozialökonomischen Ansatz her in der Tat nicht gerecht werden.

5. Anregung der neueren Sprachphilosophie, insbesondere aber der strukturalistischen Sprachtheorie haben einige der Grundsteine für die »linguistische Wende«, für die Privilegierung sprachlicher Ereignisse und Symbolgebilde gelegt – bis hin zu der inzwischen verblaßten extremen Variante, wonach die gesamte historische Welt nur als ein Text zu verstehen sei.

6. Michel Foucaults Diskursanalyse, die ebenfalls von strukturalistischen Prämissen ausging, hat die »linguistische Wende« und die kulturwissenschaftliche Neuorientierung unterstützt. Freilich hat sich sein erstaunlicher Einfluß nur sehr selten auf die konkrete Arbeit von Historikern ausgewirkt, die sich dann auch eher auf ein deklamatorisches Lippenbekenntnis beschränkt haben.

7. Ein neuer Konstruktivismus, der über Max Webers neukantianische erkenntnistheoretische Position noch hinausgeht, hat im Anschluß an Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann, aber auch an andere Sozialtheoretiker und vor allem an einige Ethnologen die Reifizierung des historischen Gegenstandes aufgebrochen. An seine Stelle tritt die bewußte, methodisch kontrollierte Konstruktion historischer Probleme im Lichte der erkenntnisleitenden Interessen des Historikers.

8. Gegen die Strukturgeschichte überhaupt, besonders aber gegen den Strukturalismus in der modernen Sozial- und Gesellschaftsgeschichte wird die Weltdeutung und Aktionsfähigkeit des Individuums, wird die bislang angeblich sträflich vernachlässigte »Agency« das folgenreiche Handeln historischer Akteure geltend gemacht, individuelle Erfahrungsgeschichte gewinnt so ihren unverwechselbaren Rang.

9. Gegen die Dominanz überindividueller Prozesse und Strukturen wird die Perzeption von Realität durch den Einzelnen und größere menschliche Verbände, seine verzerrte oder realitätsnahe Wirklichkeitserfassung, die in jedem Fall sein Denken und Handeln bestimmen, ins Feld geführt. Das Interesse daran, wie die Mächte »hinter dem Rücken« des Individuums von diesem selber verarbeitet werden, wird dem beanspruchten Durchsetzungsprimat anonymer Potenzen diametral entgegengesetzt.

10. Gegen die Bevorzugung der sozialökonomischen und politischen Konstellationen durch die Sozialgeschichte wird der Vorrang von kulturellen Sinnkonstruktionen und »Weltbildern«, von Symbolen und Ritualen, wird die durch und durch kulturell geprägte Definition von »Wirklichkeit«, wird überhaupt »Kultur« im Sinn eines dicht gewebten Netzes von Bedeutungsstrukturen, das den Einzelnen umfängt, mit allem Nachdruck verfochten.

11. Aus dem Widerstand gegen ein streng theoriegeleitetes Vorgehen, gegen den instrumentellen Einsatz von Theorien, gegen die strukturalistische Nivellierung individueller Erfahrung ist nicht zuletzt das Interesse an der Kulturanthropologie hervorgegangen. Ihr »weicherer« Ansatz, ihre Tiefenhermeneutik, ihr methodisches Raffinement bei dem Vorgehen, sich den inneren Bezirken einer fremden Kultur, etwa durch »dichte Beschreibung«, zu nähern, übt eine anhaltende Anziehungskraft aus.

12. Im Vergleich mit solchen Veränderungen tritt die Bedeutung der unleugbar ebenfalls vorhandenen Profilierungswünsche neuer Wissenschaftlergenerationen, ihr Wunsch nach Karriereerleichterung durch schicke »Trendiness«, ihr Kampf um akademische Ressourcen deutlich zurück. Das Wesentliche ist die grundsätzliche Herausforderung, nicht der Alltagskonflikt des akademischen Betriebs.

Man kann idealtypisch zwischen einem »tiefen« und einem »weiten« Kulturbegriff unterscheiden. Die Verfechter des »tiefen« Kulturbegriffs wollen im Grunde die etablierten Gegenstandsbereiche und Forschungsperspektiven ergänzen durch die Analyse von Sinndeutungen und »Weltbildern«, von Ritualen und Symbolen, von Sprachgebilden und individuellen Erfahrungen. Dafür schwebt ihnen eine Art von vertiefter Hermeneutik vor. Ihr Anspruch zielt auf komplementäre Vervollständigung, etwa der Weberschen oder Bourdieuschen Handlungstheorie, wenn sie vor solche Dimensionen verkürzt worden war.

Ungleich radikaler ist der Anspruch der Verfechter des »weiten« Kulturbegriffs. Sie sind häufig von der Kulturanthropologie beeinflusst und wollen im Prinzip den Begriff der Gesamtgesellschaft durch den nicht minder umfassenden »Culture«-Begriff der Ethnologie ersetzen. Nicht selten erliegen sie dabei, trotz ihres Plädoyers für Mikrogeschichte, der vertrauten Illusion, Totalität erfassen zu können, anstatt sich ganz auf den Nachweis zu konzentrieren, wo denn der signifikante Gewinn eines derart anspruchsvoll erweiterten Kulturbegriffs im Vergleich mit einem Gesellschaftsbegriff liegen könnte, der dezidierter und bereitwilliger als zuvor die kulturelle Dimension mit einbezüge.

Diese Denkströmung besitzt drei weitere Eigenarten. Sie ist zutiefst skeptisch nicht nur gegenüber jedem Fortschrittsdenken, sondern sogar gegenüber jedem Evolutionsbegriff. Fortschritt – das ist für sie eine semantische Illusion. Eine Extremposition, die nicht wenige teilen, findet sich paradigmatisch in Duerrs Elias-Kritik, in der die Kulturen aller menschlichen Verbände gleich nahe zu Gott sind. Sie verzichtet viel zu oft auf die Frage nach dem »Warum« und auf eine klare Antwort, mithin auf die kausal-funktionale Ursachenforschung, auf die genetische Erklärung. Sie insistiert vielmehr auf der Vorrangigkeit des »Wie« und seiner beschreibbaren Verflechtungen. Sie neigt schließlich dazu, Kultur im Kern integrationistisch zu verstehen, Konflikte dagegen zu minimieren, sie auf jeden Fall nicht als Antriebskräfte des historischen Prozesses zu privilegieren. Das Ergebnis ist allzu leicht Statik, Harmonisierung, Ästhetisierung.

Wenn man die Berechtigung eines Teils der Kritik von seiten der tief oder weit argumentierenden Kulturgeschichte anerkennt, stellt sich die Frage, wie die Sozialgeschichte ihre Defizite beheben kann.

Es scheint nicht weit genug zu führen, »Kultur« als bisher vernachlässigte Dimension in den behandelten Gegenstandsbereichen additiv hinzuzufügen. Das wird dem alles durchwachsenden, ubiquitären Charakter von Kultur nicht gerecht. Gesucht ist vielmehr eine Konstruktion der Probleme und der methodischen Ansätze, die von vornherein, etwa in Max Webers oder Pierre Bourdieus Sinn, der Omnipräsenz kultureller Prägungen und

Potenzen adäquat zu sein verspricht. Dann erst gewönne die Sozialgeschichte den unabweisbar geforderten erweiterten analytischen Bezugsrahmen.

Manches könnte sie zu diesem Zweck vergleichsweise leicht lernen. An Max Webers »Religionssoziologie« kann sie sich unverändert schulen, wie man »Weltbilder« angemessen berücksichtigt. Von der neueren Kulturanthropologie kann sie sich belehren lassen, wie man sich an die Sinnkonstruktion und Weltdeutungen einer fremden Vergangenheit heranpirscht. Aus der Begriffsgeschichte, der Wissenssoziologie, der modernen Sprachanalyse könnte sie eingehender als zuvor entnehmen, wie die Sprache, die soziale Wirklichkeit stets mit konstituiert, genauer analysiert werden sollte.

Von Bourdieu kann sie lernen, wie man den Strukturbegriff neu und raffinierter zu fassen vermag. Zu oft ist ja Struktur als institutionelles Gefüge gefaßt (was eine Teilwahrheit bleibt) oder als anonymes Gerüst verstanden worden, das etwa das generative Verhalten oder den Konjunkturhythmus stabilisiert. Dagegen werden bei Bourdieu Strukturen durch den Habitus historischer Akteure geprägt, aufrechterhalten oder auch flexibel verändert. Denn der Habitus besitzt den bekannten Doppelcharakter, daß er von der gesellschaftlichen Ordnung strukturiert wird und selber dann wieder strukturierend auf diese einwirkt.

Dagegen ist das Problem, wie man Prozesse angemessen zu konstruieren hat, im Grunde weiterhin eine noch offene Frage. Man kann nicht mehr unbefangen auf den technischen Fortschritt, die letztlich von Darwin inspirierte Evolutionslehre, die lokomotorischen Vorstellungen der neoklassischen Wachstumstheorie zurückgreifen. Am anregendsten für eine historisch und systematisch angemessene Modellierung von dynamischen Prozessen, durch die möglichst viel von ihrer Komplexität erfaßt werden soll, scheint immer noch Max Webers brillanter Text letzter Hand zu sein, die »Vorbemerkung« zum ersten Band seiner »Religionssoziologie«.

Von diesem Anspruch, möglichst viel von der Komplexität historischer Probleme zu erfassen, und von den vorliegenden Beweisen der Einlösung her bleibt die Sozialgeschichte der bisher erkennbaren »Neuen Kulturgeschichte« noch immer überlegen. Und sie bliebe das erst recht, wenn sie der Ubiquität von »Kultur« allmählich theoretisch und methodisch gerecht würde. Der Hauptgrund dafür, daß sich dieses Urteil vertreten läßt, liegt in folgendem Umstand begründet.

Alle theoretischen und methodischen Entscheidungen besitzen, auch wenn sie noch so umsichtig begründet werden, einen Exklusionscharakter. Die siegessichere neue Sozialgeschichte hat Probleme und Themenbereiche exkludiert, die »Neue Kulturgeschichte« tut genau dasselbe. Und zwar verfährt sie so mit zentralen Problemen der Sozialgeschichte. Die Bevölkerungsgeschichte etwa, das Regelwerk des generativen Wachstums oder Rückgangs, die Historische Demographie überhaupt, sind bisher – im Gegensatz zur Kulturanthropologie – für die »Neue Kulturgeschichte« noch nicht zum Thema geworden. Damit aber bleibt, wie Marx sagt, die Bevölkerung als die »Grundlage und das Subjekt des ganzen gesellschaftlichen Produktionsprozesses« im Abseits.

Die Wirtschaft als ein eigenes, längst rechtlich, politisch, sozialpsychisch tief verankertes Institutionengefüge mit eigenen Entwicklungsrhythmen und einer eigenen mentalitäts- und verhaltensprägenden Kraft ist in der »Neuen Kulturgeschichte« völlig an den Rand gerückt. Nicht einmal die Diskursanalyse der Entscheidungsprozesse, etwa über den Aufbau und die Ausdehnung der neuzeitlichen Marktwirtschaft und der Marktgesellschaft oder über folgenreiche wirtschaftspolitische Entscheidungen interessieren heute ihre Adepten.

Von den Problemen der sozialen Ungleichheit wird zur Zeit am ehesten die immer kulturell durchgeformte Ungleichheit der Geschlechter thematisiert. Hinzu kommt die Ungleichheit des Alters und der ethnischen Herkunft. Fraglos gibt es in dieser Hinsicht einen großen Nachholbedarf. Aber außerhalb der Geschlechterproblematik übt die unverändert klassische Triade von ungleicher ökonomischer Lage, ungleichem Zwang zu Macht-

und Herrschaftschancen, ungleichem kulturellen Prestige noch immer wenig Attraktion auf die »neue Kulturgeschichte« aus.

Auch an der Politik interessiert sie nicht mehr die Analyse von Entscheidungsprozessen, der unablässige Kampf um Macht und Herrschaft. Vielmehr geht es hier primär um die symbolische Handhabung von Politik, überhaupt um Rituale und Symbole, um Feste und Zeremonien, um die politischen Implikationen der Geschlechterdefinitionen, um den Zwang der sprachlichen Konventionen und Diskursregeln. Aber zahlreiche brennende Probleme werden bestenfalls nur von der Seite her angestrahlt.

Außerdem scheint das, blickt man auf die kulturwissenschaftliche Debatte der vergangenen zwanzig Jahre zurück, keine vorübergehende Mangelsituation zu sein. Die »Neue Kulturgeschichte« bezahlt ihre Abwendung von der Sozialgeschichte und ihre Hinwendung zu neuen Interessengebieten mit einem hohen Preis. Denn nach der rigorosen Exklusion von Wirtschaft, sozialer Ungleichheit und Politik im Sinne der neueren Sozialgeschichte wird es ihr ungleich schwerer fallen, diese Problemfelder wieder angemessen zu integrieren und mit innovativen Ergebnissen aufhorchen zu lassen, als der Sozialgeschichte vermutlich die Bewältigung ihrer Aufgabe fallen wird, mit ihrem wichtigsten Problem, der realitätsnahen Integration von »Kultur« voranzukommen.

Der Wettstreit zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte ist hier zu einer idealtypischen Dichotomie zugespitzt worden. In manchen Bereichen und in manchen abgeschlossenen Projekten gibt es aber auch schon eine Fusion, zum Beispiel in der neueren Bürgertums- und Nationalismusforschung. Diese Konvergenz stellt die Betonung des Duells in Frage. Es mag sein, daß die Zukunft in einer Integration der beiden Ansätze liegt.

Außerdem bestehen für beide Disziplinen noch zwei weitere Herausforderungen, die über die geschilderte Konkurrenz hinausgehen.

1. In dem Maße, in dem die westliche Welt und der Globus insgesamt zu einheitlichen Aktionsfeldern zusammenwachsen, steigt auch die Bedeutung des zielstrebig verfolgten Vergleichs. Die komparative Analyse hat daher in der Sozialgeschichte während der letzten Jahrzehnte ganz folgerichtig zusehends an Bedeutung gewonnen, sieht aber noch ein fast unübersehbar weites Aufgabenfeld vor sich. Um es weiter zu vermessen, müssen die Probleme der Methodik und der Empirie des Vergleichs intensiv weiter diskutiert werden. Die »Neue Kulturgeschichte« hält sich dagegen aus ihrem tiefsitzenden Respekt vor dem »historischen Individuum«, aus einer geradezu historistischen Scheu vor der Verletzung der Individualität ihres jeweiligen Gegenstandes, auffällig vor dem Vergleich zurück.

2. Damit hängt zusammen, daß die historischen Auswirkungen der internationalen politischen und wirtschaftlichen, technologischen und kulturellen Beziehungen sowohl von der Sozialgeschichte als auch von der »Neuen Kulturgeschichte« eklatant vernachlässigt worden sind. In den 1960er und 70er Jahren gab es einmal im Zeichen der Imperialismusforschung und der Analyse des Industrialisierungsprozesses mit Hilfe der Gerschenkron'schen Kategorien der »Pionierländer« und der »relativen Rückständigkeit« der »Nachzügler« eine Debatte darüber. Sie ist aber inzwischen trotz des Nord-Süd-Gefälles fast ganz zum Erliegen gekommen.

Die Sozialgeschichte bleibt bisher überwiegend an den nationalhistorischen Kontext der politischen Neuzeit gebunden. Die »Neue Kulturgeschichte« greift zwar unbefangen die Anregungen und Methoden auf, welche etwa die Kulturanthropologie in der weiten Welt gewonnen hat, setzt sie jedoch noch nicht in komparative Studien um. Auf diesem Gebiet teilen beide Disziplinen die Dilemmata einer »relativen Rückständigkeit«, während im Bereich der komparativen Analyse die Sozialgeschichte zwar noch keinen Boom ausgelöst hat, aber deutliche Vorzüge besitzt, die nicht zuletzt im Hinblick auf ihr schärfer ausgeprägtes Problembewußtsein zutage treten.

Noch besitzt hier im Vergleich mit der »Neuen Kulturgeschichte« die Sozialgeschichte im Hinblick auf die vier Dimensionen der Bevölkerung, Wirtschaft, sozialen Ungleichheit

und Politik einen klaren Vorsprung, den sie nicht zu verlieren braucht. Gelänge es ihr, die unabweisbaren Impulse aus der kulturwissenschaftlichen Debatte flexibel aufzunehmen und in ihr theoretisch-methodisches Arsenal zu integrieren, könnte sie ihren Vorsprung weiter verteidigen. Oder aber sie sollte möglichst viel davon bei einer Fusion der beiden Ansätze verteidigen.